



Die sieben kosmischen Prinzipien

Reine Hermetik oder bereits Wissen aus dem alten Ägypten?

Die sieben kosmischen Prinzipien

Im Folgenden möchte ich sieben sogenannte kosmische oder hermetische Prinzipien betrachten und der Frage nachgehen, inwieweit sich ihre Grundgedanken mit Vorstellungen verbinden lassen, die uns bereits in der altägyptischen Kosmologie begegnen. Dabei ist eine historische Unterscheidung wichtig: Die heute verbreitete Lehre von sieben fest definierten hermetischen Prinzipien geht in dieser Systematik insbesondere auf das 1908 erschienene Werk *The Kybalion* zurück. Sie kann daher nicht unmittelbar als altägyptische Lehre verstanden werden.

Dennoch lassen sich einzelne Gedanken – etwa Schöpfung, Entsprechung, Polarität, zyklische Wiederkehr und kosmische Ordnung – mit Motiven vergleichen, die bereits in der ägyptischen Mythologie und später in der antiken Hermetik eine bedeutende Rolle spielten.

Die folgenden Betrachtungen verstehen sich deshalb nicht als Rekonstruktion einer historischen ägyptischen Geheimlehre, sondern als philosophische Gegenüberstellung unterschiedlicher Vorstellungen von kosmischer Ordnung.

Geistigkeit

Das erste Prinzip geht von der Vorstellung aus, dass hinter der materiellen Wirklichkeit eine geistige beziehungsweise schöpferische Ursache steht. Eine interessante Parallele hierzu findet sich in der altägyptischen Schöpfungsvorstellung von Heliopolis. An ihrem Anfang steht Atum, der aus dem ursprünglichen, noch ungeordneten Zustand der Welt hervortritt und aus sich selbst heraus den Schöpfungsprozess in Gang setzt. Aus Atum gehen zunächst Schu und Tefnut hervor. Aus ihnen entstehen weitere Generationen von Göttern, bis sich schließlich jene göttliche Ordnung entfaltet, aus der Himmel, Erde und die belebte Welt hervorgehen.

In einer philosophischen Interpretation entsteht damit das Bild einer Schöpfung, deren Vielfalt auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden kann. Mineral, Pflanze, Tier und Mensch erscheinen zwar als voneinander getrennte Erscheinungsformen der materiellen Welt, sind innerhalb dieses Gedankenspiels jedoch Bestandteile desselben kosmischen Ursprungs.

Atum selbst geht dabei aus dem Nun, dem urzeitlichen Gewässer beziehungsweise Zustand vor der geordneten Schöpfung, hervor. Aus dem Unbestimmten entsteht ein erster bestimmender Impuls – und aus diesem schließlich die Vielheit der Welt. Symbolisch betrachtet könnte man daher formulieren:

Aus dem Einen entsteht die Vielheit – ohne dass die Vielheit ihren gemeinsamen Ursprung verliert.

Entsprechung

Das zweite Prinzip beschäftigt sich mit Entsprechungen zwischen unterschiedlichen Ebenen der Wirklichkeit. Bekannt ist hierfür insbesondere die später hermetisch geprägte Vorstellung: „Wie oben, so unten.“

Das Kleine kann demnach Strukturen des Großen widerspiegeln und umgekehrt. Mikro- und Makrokosmos werden als unterschiedliche Ausdrucksebenen einer übergeordneten Ordnung betrachtet. Auch im Alten Ägypten finden sich Vorstellungen, die sich für einen solchen Vergleich anbieten. Tempel waren nicht lediglich Gebäude, sondern konnten als symbolische Abbilder des geordneten Kosmos verstanden werden. Ihre Architektur verband irdischen Raum, Götterwelt, Schöpfung und königliches Ritual miteinander. Auch die Ausrichtung zahlreicher Monumente nach Himmelsrichtungen oder bestimmten astronomischen Erscheinungen zeigt, wie eng Himmel und Erde in der ägyptischen Sakralarchitektur miteinander verbunden werden konnten.

In einer weiterführenden philosophischen Betrachtung lässt sich das Prinzip auch auf den Menschen übertragen. Die innere Welt aus Gedanken, Vorstellungen und Emotionen beeinflusst die Art, wie wir unsere äußere Umwelt wahrnehmen und auf sie reagieren. Umgekehrt verändert die äußere Welt wiederum unsere innere Erfahrung. Entsprechung bedeutet damit nicht zwangsläufig Identität. Vielmehr stellt sich die Frage, ob ähnliche Strukturen auf unterschiedlichen Ebenen sichtbar werden können.

Kann sich dieselbe Ordnung im Kosmos, im Monument und schließlich im Menschen auf unterschiedliche Weise ausdrücken?

Polarität

Das Prinzip der Polarität beschreibt die Welt anhand von Gegensatzpaaren. Hell und dunkel, warm und kalt, oben und unten, links und rechts, Aktivität und Ruhe – viele Erscheinungen lassen sich nur verstehen, weil ihnen ein Gegenpol gegenübersteht. Dabei bedeutet Polarität nicht zwangsläufig, dass einer der beiden Pole beseitigt werden muss. Vielmehr können beide gemeinsam ein Spannungsfeld bilden, innerhalb dessen Veränderung und Ausgleich stattfinden.

Gerade hier lässt sich eine interessante Verbindung zur altägyptischen Vorstellungswelt herstellen. Ägyptische Darstellungen arbeiten immer wieder mit komplementären Paaren: Ober- und Unterägypten, Ost und West, Himmel und Erde, Tag und Nacht oder die männlichen und weiblichen Gottheiten der Schöpfungsmythen. Ein besonders eindrucksvolles Symbol für Ausgleich begegnet uns im Totengericht. Dort stehen sich das Herz des Verstorbenen und die Feder der Ma'at gegenüber.

Das Ziel besteht nicht in der Vernichtung einer Seite, sondern im Gleichgewicht. Polarität lässt sich damit als Voraussetzung für Balance verstehen:

Erst weil zwei Pole existieren, kann zwischen ihnen ein Gleichgewicht entstehen.

Rhythmus

Alles Leben vollzieht sich in Rhythmen und Zyklen. Tag und Nacht wechseln einander ab. Der Mond durchläuft seine Phasen. Jahreszeiten kehren wieder, der Nil folgte seinen periodischen Veränderungen und auch der menschliche Körper kennt Phasen von Aktivität und Ruhe. Für die altägyptische Vorstellungswelt war insbesondere der tägliche Sonnenlauf von fundamentaler Bedeutung. Die Sonne erscheint am Morgen, durchquert den Himmel, verschwindet am Abend im Westen und durchläuft während der Nacht die jenseitige Welt, bevor sie am folgenden Morgen erneuert wiederkehrt. Der Rhythmus verbindet damit zwei scheinbar gegensätzliche Vorstellungen: Wiederholung und Veränderung.

Der Zyklus kehrt zurück – und dennoch beginnt mit jedem Durchlauf etwas Neues. Rhythmus besitzt dabei unterschiedliche Eigenschaften: Dauer, Geschwindigkeit, Wiederholung und Periodizität. Veränderungen können regelmäßig oder unregelmäßig verlaufen und durch äußere Bedingungen beeinflusst werden. In einer philosophischen Betrachtung wird Rhythmus damit zu einem Grundmodell des Lebens selbst:

Entstehen – Werden – Vergehen – Erneuerung.

Kausalität

Das Prinzip der Kausalität beschreibt die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung. Eine Handlung verändert einen bestehenden Zustand und kann dadurch weitere Ereignisse auslösen. Diese wiederum werden zu neuen Ursachen innerhalb einer fortlaufenden Kette. Gerade für das menschliche Handeln besitzt dieser Gedanke eine unmittelbar nachvollziehbare Bedeutung. Begegnen wir beispielsweise einem Konflikt mit Aggression oder Starrsinn, erhöhen wir möglicherweise die Wahrscheinlichkeit einer Eskalation. Reagieren wir dagegen mit Besonnenheit, kann sich derselbe Konflikt anders entwickeln.

Ursache und Wirkung werden damit zu einem Prinzip von Verantwortung.

Hier lässt sich erneut eine Verbindung zur Ma'at herstellen. Der Mensch konnte handeln und Entscheidungen treffen, musste sich jedoch für diese verantworten. Das Totengericht bringt diesen Gedanken symbolisch zum Ausdruck: Das während des Lebens vollzogene Handeln hat Konsequenzen für die jenseitige Existenz.

Spätere religiöse und spirituelle Traditionen entwickelten daraus unterschiedliche Vorstellungen – darunter auch Konzepte wie Karma oder die Wirkung von Handlungen über mehrere Existenzen hinweg. Diese Vorstellungen gehören jedoch nicht zur klassischen altägyptischen Ma'at-Lehre und sollten davon historisch getrennt werden. Der gemeinsame philosophische Kern lässt sich wesentlich einfacher formulieren:

Jede Entscheidung verändert den weiteren Verlauf der Dinge.

Schwingung

Das Prinzip der Schwingung geht von der Beobachtung aus, dass sich die physische Welt auf fundamentaler Ebene durch Bewegung und periodische Vorgänge beschreiben lässt. Schall breitet sich als Welle aus. Elektromagnetische Strahlung besitzt Frequenzen und

Wellenlängen. Auch Licht und Farbe können physikalisch über bestimmte Bereiche des elektromagnetischen Spektrums beschrieben werden.

Hier ist allerdings eine klare Grenze zwischen physikalischer Schwingung und spiritueller Metapher notwendig. Gedanken, Emotionen oder Zahlen besitzen nicht im selben naturwissenschaftlichen Sinne eine messbare „Schwingungsfrequenz“ wie Schall oder elektromagnetische Strahlung. In spirituellen Modellen wird der Begriff daher häufig metaphorisch verwendet, um unterschiedliche Bewusstseins- oder Gefühlszustände zu beschreiben.

In diesem übertragenen Sinne kann die Vorstellung dennoch interessant sein. Unsere Gedanken und Gefühle beeinflussen unser Verhalten, unsere Wahrnehmung und die Art, wie wir auf andere Menschen reagieren. Freude, Angst, Zuversicht oder Wut können dadurch sehr unterschiedliche Dynamiken erzeugen. Statt von einer objektiv messbaren „hohen“ oder „niedrigen“ Schwingung zu sprechen, lässt sich daher vorsichtiger von inneren Zuständen und ihrer Wirkung auf Wahrnehmung und Handeln sprechen.

Das philosophische Prinzip dahinter bleibt bestehen:

Nichts Lebendiges befindet sich dauerhaft in einem vollkommen unveränderlichen Zustand.

Geschlecht und schöpferische Polarität

Das siebte Prinzip beschäftigt sich mit männlichen und weiblichen Prinzipien als symbolischen Kräften der Schöpfung. Dabei sollte zwischen biologischem Geschlecht und archetypischer beziehungsweise mythologischer Symbolik unterschieden werden. In zahlreichen Schöpfungsmythen entsteht Neues durch das Zusammenwirken komplementärer Kräfte. Auch die ägyptische Kosmologie kennt solche Paarbildungen.

Besonders deutlich wird dies in der Achtheit von Hermopolis. Dort treten vier männlich-weibliche Götterpaare auf, die unterschiedliche Aspekte des ursprünglichen Zustandes vor der Schöpfung verkörpern.

Auch die heliopolitanische Neunheit entfaltet sich über göttliche Paare: Aus Atum gehen Schu und Tefnut hervor, anschließend Geb und Nut und schließlich Osiris, Isis, Seth und Nephthys.

Schöpfung entsteht damit immer wieder aus Beziehung, Ergänzung und Verbindung.

In einer modernen archetypischen Interpretation können männliche und weibliche Prinzipien beispielsweise mit Aktivität und Empfänglichkeit, analytischem Denken und Intuition oder Impuls und Entfaltung verbunden werden. Solche Zuordnungen sind jedoch kulturelle und philosophische Modelle und keine feststehenden Eigenschaften biologischer Geschlechter.

Der entscheidende Gedanke liegt vielmehr in ihrer Komplementarität:

Keiner der beiden Pole ist vollständig ohne den anderen.

Erst durch ihr Zusammenwirken kann etwas Neues entstehen.

Sieben Prinzipien – eine Suche nach Ordnung

Betrachtet man die sieben Prinzipien gemeinsam, entsteht ein Modell, das versucht, sehr unterschiedliche Erscheinungen auf grundlegende Strukturen zurückzuführen:

Geistigkeit – Entsprechung – Polarität – Rhythmus – Kausalität – Schwingung – Geschlecht.

Historisch dürfen diese sieben Prinzipien nicht als geschlossenes Lehrsystem des Alten Ägypten verstanden werden. Dennoch berühren sie Fragen, die bereits die ägyptische Kosmologie beschäftigten:

Woher kommt die Welt?
Warum besitzt sie Ordnung?
Wie entstehen Gegensätze?
Warum wiederholen sich bestimmte Zyklen?
Welche Folgen besitzt menschliches Handeln?
Und wie entsteht aus zwei komplementären Kräften etwas Neues?

An dieser Stelle schließt sich der Kreis zur Ma'at, denn vielleicht liegt die interessanteste Gemeinsamkeit weniger in einzelnen „kosmischen Gesetzen“ als in der grundlegenden Vorstellung, dass hinter einer scheinbar chaotischen und ständig veränderlichen Welt erkennbare Beziehungen und Ordnungsstrukturen existieren.

Die alten Ägypter gaben dieser Ordnung eine göttliche Gestalt und einen Namen: Ma'at.

Die entscheidende Frage lautet damit nicht, ob wir die Welt vollständig entschlüsseln können – sondern ob wir lernen können, ihre Zusammenhänge immer besser zu erkennen.